

Bündner Burgen

Autor(en): **Poeschel, Erwin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-396806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.

GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Bündner Burgen.

Vortrag, gehalten — mit Vorführung von Lichtbildern — von Erwin Poeschel an der Jahresversammlung des Schweizerischen Burgenvereins in Chur am 4. Mai 1934.

Kirche und Burg — das Herz des Mittelalters und seine Faust. In Kirche und Burg steht eine große Vergangenheit noch mitten unter uns. Aber es ist seltsam: während der Sinn für die geschichtliche Bedeutung des Kirchenbaues nur langsam im Empfinden des Volkes Boden gewonnen hat, regten die Burgen und Ruinen seine Phantasie lebhaft an, sobald es sich überhaupt für Geschichte in breiterem Maße zu interessieren begann. Sie brauchen ja nur eine der Chroniken aufzuschlagen, die am Anfang unserer systematischen Historiographie stehen, um mit Erstaunen festzustellen, mit welcher Ausdauer hier nach den Resten alter Schlösser und Sitze, nach ihren Schicksalen und nach den Herren, die auf ihnen Glanz und Niedergang erlebten, geforscht wird; aber selten einmal werden Sie von einer kunstvoll gewölbten gotischen Kirche oder gar der Lieblichkeit geschnitzter Figuren in vergoldeten Altarschreinen etwas erfahren, — es sei denn, daß es sich um Bauwunder ungewöhnlichen Ausmaßes handelte, die weithin Ruhm und Ansehen genossen.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal systematisch zu untersuchen, worin dieses früh erwachende Interesse an den Burgen wurzelt, das sich auch in der bildenden Kunst jener Zeit widerspiegelt: in dem Vergnügen etwa, das man daran fand, die Hintergründe der Bilder und Holzschnitte mit Burgen und Türmen zu füllen. Zu untersuchen, wie die Freude an diesen Erinnerungs-

stücken der Vergangenheit in die Dichtung, die Sagen, die Lieder einging, wie sie Gestalt und Form wechselte, aber in jedem Wandel des Geschmackes und des Interesses doch unausrottbar blieb.

Diesen verschlungenen Pfaden der Volksphantasie nachzugehen, können wir hier freilich nicht unternehmen, aber wir wollen doch — wenn auch nur ganz vorübergehend — eine einzige der sich stellenden Fragen kurz ansehen: woher es kommt, daß die Burg auch in dem Zustand, der einem nur auf das Nützliche und Verwendbare gerichteten Sinn peinlich sein müßte — im Zustande des Verfalls —, einen merkwürdigen Reiz ausübt.

Es ist zunächst das Malerische, das uns daran gefangen nimmt. Das Gemäuer ist hier nicht mehr eine eigenwillige, in sich geschlossene und von der Umwelt klar abgetrennte Form wie etwa der Kubus eines modernen Hauses, sondern es ist ein Teil der es umgebenden Natur; Wald, Busch und Gras ist in den Bau hineingewachsen und er selbst hat sich aufgegeben in das an ihn herandrängende neu grünende Leben; seine Umrisse sind nicht mehr deutlich zu fassen, sie sind kraus und verschnörkelt wie das Gesträuch, das sie umgibt. Wo Menschenwerk anfängt und Arbeit der Natur aufhört, ist kaum zu sondern, — das ganze Gemäuer ist nicht mehr Form und noch nicht Formlosigkeit. Und damit vor allem regt es unsere Phantasie an, die aus den Resten das Gewesene, aus den bloßen Andeutungen das einstmalige sinnvolle Ganze wiederfinden möchte. Darin liegt ein Reiz, wie ihn die Skizze hat, die sich an unsere Schöpferlust wendet, uns animiert, die Umrisse zu füllen und das Weggelassene hinzuzutun.

Aber mit diesem Hinweis auf Ruinenschönheit überhaupt ist doch noch nicht völlig das Anziehende, ja Bewegende erklärt, das gerade eine Burgruine für uns hat. Den Wanderer, der von Maloja her ins Tal der Maira hinuntergestiegen ist und bei Casaccia — dort, wo der alte Septimerweg ins Bergell einmündet — die tote und ausgehöhlte Hülle der Kirche S. Gaudenzio sieht, werden hier nicht die gleichen Empfindungen anrühren wie im Anblick der verfallenen Feste Castelmur bei Promontogno. Der Zerfall einer Kirche — die ja die Behausung des Unvergänglichen sein soll — hat etwas im tiefsten Grunde Widersinniges oder Sinnwidriges und daher Schmerzliches; verlassen wirkt sie nicht als etwas tragisch Vereinsamtes, sondern als Vernachlässigtes. Der Untergang — wenn er in Wirklichkeit hier auch nur eine irdische Heimstätte des ewigen Gedankens trifft — erweckt Trauer ohne Erhebung.

Die Burg dagegen ist ihrem Beruf und ihrer Bestimmung nach in das Spiel um Leben und Untergang hineingestellt, das Todesnahe gehört zu ihr von allem Anfang an, wie zum Wesen des Heroischen überhaupt. Und wie in der Tragödie der einsame und trotzige Untergang den Helden nicht verurteilt, sondern ihn erst wirklich emporhebt, so ist auch jede zerfallene und zerbrochene Burg von einem Hauch des Heroischen umwittert. Denn was schiert es den Wanderer, der, durchs Tal streifend, ihre gezackte Krone gegen die Luft stehen sieht, ob sie nun in Wahrheit im Geklirr aufgeregter Begebnisse, in der Wut einer Fehde, dem Brandrot des Aufruhrs untergegangen ist oder ob sie ruhmlos verlassen allmählich in sich zusammenfiel, weil der Geist aus ihr gewichen und niemand ihr mehr Sorge trug, und der Bauer die Balken und die Steine zum Bau seines Stalles wegführte! Sie bleibt ihm die im aufrechten Kampf Gefällte, das zerhauene Sinnbild eines untergegangenen, narbenbedeckten und mannhaften Geschlechtes.

Mag ein tieferes Eindringen in die Geschichte auch dies alles etwas anders und weniger einfach sehen, mag man auch daran denken, daß etwa die Bauernhaufen, die solche Sitze stürmten, mehr Furchtlosigkeit und Todesverachtung bewiesen als die Herren, die sich darin verbargen, so ändert das doch daran nichts, daß die Burg als Bau- und Wohnform ein Symbol ist, ein Sinnbild jener Herrenschicht, die einige Jahrhunderte lang in unsern Ländern Geschichte machte. Es drückt sich in ihr das Standesbewußtsein des Amts- und Lehnsadels aus, der sich aus der nährenden Gemeinschaft der Siedelungen gelöst, von den Volksgenossen abgetrennt und sich in eine kühne Einsamkeit begeben hatte.

Es gab eine Zeit, da gefiel sich die Burgenforschung darin, uns bis in die letzte Einzelheit klar zu machen, wie alles und jedes an der Burg — von der Situationswahl bis zum letzten Gußerker — einem wohlbedachten verteidigungstechnischen Plan entstamme, und wie überhaupt die Burg nichts anderes sei als das Produkt solcher militärischen Maßnahmen. Solche Überlegungen treffen bis zu einem gewissen Grad ohne Zweifel Richtiges; aber ebenso sicher ist, daß die Burg nicht allein aus diesem Geist nüchternen Errechnens defensiver Möglichkeiten geboren ist, sondern symbolhafter Ausdruck einer Kraft ist, die sich auf sich selbst gestellt. In der Art zu wohnen, sollte sich die Herrenmäßigkeit dieses Standes allen Blicken schon deutlich dartun.

Darin lag ja auch das Neue, das die mittelalterliche Burg bedeutete: daß sie nicht nur Festung war, Zuflucht für Kriegszeiten wie die alten Wehranlagen, sondern ständige Wohnung. Das Kriegerische war gleichsam in Permanenz erklärt und ein Element des täglichen Daseins geworden. Da die Höhenburg dieses weithin Herrschende am stärksten ausdrückt, so ist sie für die Volksphantasie „die“ Burg schlechthin, und an sie allein denkt das Lied, wenn es „von den Burgen stolz und kühn“ singt.

Ein Bergland wie Rätien bot nun für diese Burgform eine kaum erschöpfbare Fülle der Situationsmöglichkeiten, und daher beherrscht auch hier die Höhenburg durchaus das Bild. Bis zu welcher waghalsiger Situation man sich hier verstieg — ohne Zweifel auch damals schon von einem gewissen Rekordwahnsinn stimuliert, der sich in San Gimignano in den Geschlechtertürmen auslebte und heute in Wolkenkratzern ein Ventil findet —, das zeigt etwa die Burg Obertagstein im Domleschg. So dicht wie jetzt wird die Flanke des Berges damals, als die Feste errichtet wurde, allerdings nicht mit Fichten bestanden gewesen sein, denn es ist kaum anzunehmen, daß man diese bequeme Deckung dem Angreifer generös zur Verfügung stellte; aber für den heutigen Besucher erhöht gerade diese dunkle Wildnis, durch die er über Blöcke und bemooste Steine emporsteigt, den Eindruck des Unnahbaren und Verzauberten. Und wenn er dann endlich oben steht, so meint er einer der phantastischen Burgimpressionen begegnet zu sein, wie sie etwa Altdorfer oder Dürer oder Manuel Deutsch zu zeichnen liebten; hier ist gewachsener und gemauerter Stein so eng aneinander geschweißt, daß der Übergang kaum mehr zu erkennen ist; die Burg scheint nur das fortzusetzen und in einer klareren Form zu vollenden, was die Natur begonnen hat.

Aber außer einer solchen wirklich extremen Lösung, die in ihrer fast bis zum Letzten getriebenen Situationsausnutzung fast etwas Schrulliges und Verbohrtes hat, gibt es in einem Land der Felsen und Berge noch Varianten aller Stufen und Grade, und es wird niemals eine der andern gleichen, da die Natur sich nicht wiederholt und die Höhenburg ja von ihr das Gesetz ihrer Anlage nimmt. Sie sucht sich die schmalen Gräte aus, die zwischen zwei tief eingeschnittenen Tobeln stehen geblieben sind, und schützt sich dann bergseits durch einen Einschnitt, den Halsgraben, weshalb man solche Anlagen auch wohl schon Abschnittsburgen genannt hat.

Manchmal aber wählt sie sich — wie bei Haldenstein — nur einen Block aus, der, abgestürzt von dem Massiv des Berges, sich in den Hang gerammt hat. Allerdings stand die Burg ursprünglich nicht auf so knappem Postament wie heute — Stücke des Felsens fielen nämlich mit Teilen der Burg erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Tal, das letzte im Jahr 1787 bei einem Erdbeben —, aber der Standort war doch von jeher knapp genug und dadurch bekam der ganze Bau das Gedrängte und Konzise und seine klobige Wucht. Die Fläche mußte bis zum letzten Zentimeter ausgenutzt, der Bau daher in die Höhe getrieben werden, und so wuchs das Haus fast zu gleicher Höhe wie der fünfeckige Berchfrit empor und verschmolz sich mit ihm zu einem einzigen mächtigen Block.

Diese Burg war im hohen Mittelalter in der Hand der Freiherren von Vaz, der mächtigsten Dynasten Rätiens zu ihrer Zeit, von denen wir später noch hören werden. Auch sie hatte sich zwar in churische Ministerialität begeben, aber dieses Lehensmannverhältnis war — was bei der Positionstärke der Vazer nicht zu verwundern ist — keineswegs ungetrübt, und wenn der hohe Herr auf dem Hof in Chur von seinem Turm Marsöl zu der Halde unter dem Calanda hinübersah, dann lag ihm dieser Burgblock wie eine gepanzerte Faust recht ärgerlich, ja sogar ungemütlich vor Augen. Weshalb er einmal gegen einen Ausbau Einspruch erhob. Den Prozeß gewann er zwar, doch blieb der Schiedsspruch platonisch, denn der Vazer baute doch. So geht es manchmal mit Schiedssprüchen...

Nicht so aufs knappste eingeengt, aber immerhin auf zwei Seiten durch wild eingerissene Tobel, auf den beiden andern aber durch die Kanten von Steilhängen begrenzt, ist der Standort der Burg Tschanüff bei Remüs im Unterengadin. Obwohl sich der Bau hier schon etwas freier bewegen konnte, so ist er doch noch kompakt zusammengedrängt, aus ungeheuren Mauermassen zyklisch getürmt. Die am Rand der Schlucht emporragenden Türme haben im Innern keine Hohlräume mit Treppen und Böden, sondern es sind durch und durch massive, wenn vielleicht auch nicht gemauerte, so doch ausgefüllte Pfeiler, von einer fast manischen Überfallsangst aufgeschichtet.

Es ist, als ob von dem Geist, der in einer Burg gewaltet, immer etwas unruhig irrend um das Gemäuer weiterstriche, — und aus diesem Gewisper entstehen dann die Sagen. Bei dieser

Feste aber, die selbst düster ist wie eine schottische Ballade, berichtet verbürgte Geschichte von einem Bruder, der den andern erstach; und weiterhin dann von einer Brandstiftung der auf-gebrachten Remüser, die damit geahndet wurde, daß die Bauern — wie der Chronist meldet — gezwungen wurden, „mit unerträglichen Mühen, die sie völlig erschöpften, das Zerstörte wieder auf-zubauen“.

Taucht bei diesen — in aller Sachlichkeit erschütternden — Worten des Geschichtsschreibers nicht das Bild asiatischer Fron-den vor uns auf, mit denen jene ungeheuren Werke geschaffen wurden, die eine ganze Welt erstaunen machten, und ist es nicht wie eine Gaukelei, wenn wir nun etwa das Bild des von Nebukad-nezar vor etwa 2½ Jahrtausenden erbauten Ischtartores von Ba-bylon, das in unserer Zeit wieder aus dem Schutt hervorgeholt wurde, mit der Ostansicht unserer Ruine vergleichen?

Wir werden natürlich nicht mit dem Gedanken spielen, als ob hier irgendwelche Zusammenhänge zu finden seien, und wir werden auch nicht übersehen, daß die Ausmaße unserer rätischen Ministerialenburg mit den babylonischen Dimensionen nicht zu vergleichen sind; aber es amüsiert uns doch, wie bisweilen sich über Jahrtausende hinweg bei gleichen Bedürfnissen — wie es hier der Verteidigungszweck ist — einer Fata Morgana ähnliche Spiegelungen ergeben.

Nichts anderes als ein Weiterwirken antiker Verteidigungs-prinzipien finden wir ja auch, wenn wir uns nun nach diesen wenigen Beispielen von Höhenburgen auch eine Niederburg an-sehen, wie sie durch Marschlins in klassischer Weise verkörpert ist. Die Höhenburg empfängt die Gestaltung ihres Grundrisses vom Gelände, darin besteht — formal gesehen — ihr Reiz; denn sie überträgt alle die von der Natur geformten, bisweilen bizarren Unregelmäßigkeiten der Grundfläche in den Baukörper und gibt ihm dadurch das malerisch Bewegte, Asymmetrische und schein-bar Zufällige.

Der Erbauer einer Niederburg findet in der Ebene eine un-beschriebene Fläche, in die er die Form einzeichnen kann, wie es ihm beliebt. Nichts hindert ihn daran, seinem Bedürfnis nach ein-fachster Formulierung nachzugeben und von den Zufälligkeiten der Natur sein Menschenwerk durch eine geometrisch klare Ge-staltung zu unterscheiden. Solche Tendenzen bestimmen den Bau-willen der Antike und damit — um zu unserm Thema zurück-

zukommen — die römische Militärarchitektur. Über die einfache Grundform des Quadrates oder Rechteckes war — wenn dies irgend anging — das römische Lager errichtet, und ihr bequeme sich auch das römische Kastell. Die Römer hatten aber auch — damit auf viel ältere ägyptische und vorderasiatische Defensivprinzipien zurückgreifend — schon die Wichtigkeit vorspringender Türme für die Verteidigung erkannt, da sie es gestatten, den Angreifer seitlich zu treffen, wenn er sich anschickt, die Mauer zu stürmen. Und so erhielt sich das rechteckige, um einen Hof angeordnete Gebäudegeviert, durch Türme an den Ecken verstärkt, über Jahrtausende hin als eine sehr prägnante und starke Burgform und es war im hohen Mittelalter geradezu der Typus der Wasserburg.

Im besonderen war es Friedrich II., der mit antikem wie morgenländischem Gedankengut gleicherweise genährte Fürst, der seinen Kastellen diese Form gab, und es ist gar nicht ungereimt zu denken, daß aus seiner Nähe die Anregung kam, in Currätien einmal — und es geschah in weitem Umkreis nur dieses einzige Mal — eine Burg dieser Art zu errichten. Denn Friedrich verbanden frühe Beziehungen mit dem Churer Bistum, da er in einer entscheidenden Stunde seines Lebens — als er, ein Jüngling noch und ein Gejagter mehr als der König von morgen — durch die rätischen Berge eilte und auf dem Hof zu Chur zum ersten Mal nördlich der Alpen sicheren Boden unter den Füßen spürte.

Höhenburg und Niederburg, — es gibt noch eine Form, die zwar zur Höhenburg gehört, aber doch eine ganz besondere Spielart von ihr ist, denn sie steht weder in der Ebene, noch erhebt sie sich völlig frei über ihr, — sie ist vielmehr zu einem Teil im Innern des Berges geborgen: die Höhlenburg. Und wenn wir im Vorangegangenen bisweilen darauf hingewiesen, wie sich gewisse Gewohnheiten und Bedürfnisse über weite Zeiträume hinweg in ähnlichen Formen realisieren, so darf man im Anblick einer Burg wie Rappenstein bei Untervaz wohl sagen, daß sie einen Rückfall in wahrhaft archaische Gepflogenheiten darstellt. Denn es ist eine förmlich troglodytische Art des Hausens, die wir hier sehen. Den größten Teil der Wohnung — drei Wände, ja bis zu einem gewissen Grade auch das Dach — hat die Natur in einem Felsenpalt zur Verfügung gestellt; der Mensch hat ihn nur mit einer Wand wie mit einem Deckel, in den als Fenster und Türe einige Löcher eingeschnitten sind, verschlossen, und damit war die Woh-

nung fertig. Komfortabel allerdings war sie nicht, es sei denn, daß man ein Quellrinnsal, das durch den Felsspalt lief, als eine unsern Zeiten vorweggenommene Wasserspülung aufzufassen geneigt sei. Dafür aber lag dies fürstliche Schloß gegen Norden, in der Schrunde eines engen Tobels, und war daher längst nicht so schlau disponiert wie die von prähistorischen Menschen bewohnten Höhlen, die nicht allzu weit davon in einem Felsband des Calanda unser verdienter Bündner Prähistoriker W. Burkart entdeckt hat. Sie waren hübsch so gewählt, daß der vor seiner Höhle kauernde Hausvater sich die Sonne ausgiebig auf den verfilzten Bart brennen lassen konnte.

Rappenstein ist nicht die einzige Höhlenburg im Umkreis von Chur, Grottenstein — in nächster Nähe des vorher genannten Haldenstein — ist die zweite, und wenn man Fracstein hinzunimmt, das eine Übergangsform darstellt, aber zu den Grotten- oder Balm-burgen trotzdem noch gerechnet werden kann, so sind es in einem Gebiet, in dem schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen in Höhlen hausten, deren drei.

Zu den Übergangsformen nun gehört auch eine der phantastischsten Burgenarchitekturen Graubündens: Kropfenstein im Bündner Oberland, in nächster Nähe der Jörgenburg. Sie ist nicht mehr ganz in den Berg hineingebaut, sondern hat eigene, wenn auch recht verkümmerte Seitenwände, aber das Volk läßt sich die Meinung nicht nehmen, daß die Burg eigentlich nur der Einstieg zu ausgedehnten Höhlungen sei, die sich weit ins Innere des Berges hineinziehen. Auszumachen ist dies nicht mehr, aber der Hufschlag des Pferdes klingt hohl, wenn man auf der Straße zu Häupten der Burg nach Brigels hinfährt.

Wir haben bisher die Bündner Burgen nur nach ihrer Situation betrachtet, aber wir müssen nun auch von ihrem Aufbau etwas sagen. Und da könnte ich Ihnen davon sprechen, wie es hier zwei verschiedene Grundtypen gibt: solche, die eng um einen zentralen Turm gruppiert, also gleichsam von ihm her nach außen gewachsen sind, und andere wieder, die vom Mauerring her nach innen wuchsen, indem an den Bering sich immer mehr Gebäude ansetzten und ihn so fortlaufend verstärkten. Streng sondern lassen sich die Typen natürlich nicht, sie fließen ineinander über und es ist hier vielleicht wichtiger, einmal zu fragen, ob man berechtigt ist, an der rätischen Burg besondere Merkmale zu finden. Wir sagen hier mit Vorbedacht „rätische“ und nicht „Bündner Burg“, denn

wer schon aus Graubünden ins Tirol hinausgereist ist — und auch das ist alträtsches Land —, dem wird nicht entgangen sein, daß die Bündner Burg und die Schlösser des Etschgebietes etwas Gemeinsames so sehr verbindet, daß etwa Ortenstein oder Tarasp ebensogut im Land Tirol stehen könnten. Das mag man aus den vielen verwandtschaftlichen Beziehungen des currätischen Adels zu den Tiroler Geschlechtern erklären, auch damit, daß das Bistum Chur ja ins Vintschgau und damit ins Einzugsgebiet der Etsch hinübergriff; aber es scheinen hier doch auch gestaltbildende Momente mitzusprechen, die aus dem Boden und der Umwelt kommen, so wie ja auch die Wohnhäuser und Kirchen bestimmter Landstriche eine besondere gemeinsame Tönung haben. Wenn man nun das Gemeinsame in unserm Fall mit einem einzigen Wort bezeichnen möchte, so ist es das Kristallinische der Struktur. Der klare gedrungene Kubus ist das Grundelement der Anlage, und gedrungen und stämmig pflegt auch der viereckige Hauptturm, der Berchfrit, zu sein, wie Sie ihn in einer sehr typischen Form bei der Burg Castelberg bei Ilanz sehen.

Dieser Turm steht wie ein Wachtposten am Eingang zum Lugnez, nicht weit von jener Talsperre von Porclas, die jetzt Frauentor genannt wird, den tapferen Lugnezerinnen zum Ruhm, die in der Belmontschen Fehde hier den werdenbergischen Kriegsleuten Widerpart hielten, — weshalb in der Talkirche von Pleif heute noch die Frauen auf der sonst den Männern reservierten Seite sitzen dürfen. Eine schöne Geste und nicht mehr als dies, und sie möge die Befürworter des Frauenstimmrechtes nicht zu der vor-eiligen Hoffnung verleiten, daß ihnen im Bündner Land der Weizen blühe ...

Wir nannten — und damit wollen wir von den Lugnezer Amazonen wieder zu sachlichen Dingen zurückkehren — den Aufbau der rätschen Burg kristallinisch, und damit soll gesagt sein, daß sie aus einer Kombination von verschiedenen nebeneinander gestellten prismatischen oder kubischen Körpern besteht, und wenn wir etwa noch daran denken, daß die Türme und turmartigen Gebäude meist niedere zeltförmige Dächer trugen, so wird die Ähnlichkeit mit einem Bergkristall — dessen Prismen auf einem Stein aufsprießen wie die Burg auf ihrem Felspostament — recht nah.

Eine überzeugende Illustration zu dem Gesagten ist Ortenstein im Domleschg. Sie ist eine von jenen Burgen, die — womit ich Sie an bereits Erwähntes erinnere — um einen zentralen Turm an-

gewachsen sind. Ein aus einzelnen Kuben klar und kräftig gebautes Gebilde, steht sie auf dem jäh abfallenden Felsen, der seine Schneide — von der die Burg den Namen hat; denn „Ort“ bedeutet eine Kante — dem Tal zukehrt. Sie beherrscht mit Recht das Landschaftsbild des unteren Domleschg, denn sie war das eigentliche Zentrum der vazischen Herrschaft in diesem Bereich und ist neben Haldenstein auch heute noch das stärkste Gleichnis ihres herrischen und unersättlichen Machtwillens. Auch danach, als mit Donat, einem jähren aber weitblickenden Mann ungewöhnlichen Formats, die männliche Deszendenz ausgestorben und der Domleschger Besitz an die Werdenberg von Sargans übergegangen war, blieb Ortenstein das Zentrum der Verwaltung, — ja es war schließlich für den Letzten dieses Hauses, den munteren Grafen Jörg, noch das einzige Dach über dem ergrauenden Haupt. Als dann nach kurzen Zwischenepochen das Schloß in die Hände der Travers gekommen war, da geschah es auch, daß dort eine Frau einzog, die allein durch eines Dichters Gnaden zu ihrem Ruhm gekommen ist, denn sonst wüßten wir von ihr nicht viel mehr, als daß sie in Taufbüchern etwa als „Gotte“ auftauchte und daß ihre Mitwisserschaft um den Tod des Jürg Jenatsch nie ganz geklärt wurde: es ist Lukrezia von Planta, die mit ihrem wirklichen Namen Katharina hieß und mit einem Travers vermählt war.

Die Traversen waren keine guten Haushalter, die Dukaten rollten ihnen hurtig durch die Finger. Aber sie scheinen ihre Verschwendung nicht ohne Grazie betrieben zu haben. Denn man weiß, daß der Generalleutnant von Travers für den Unterhalt seines mit Bosketts und Wasserkünsten im Geschmack des Dix-huitième gezierten und mit einem kostspieligen Gewächshaus ausgestatteten Gartens jährlich 2000 französische Pfund ausgab, die Besoldung eines eigens importierten französischen Gärtners nicht gerechnet. Gerade diese Blumenliebhaberei, die man doch als die liebenswürdigste aller Passionen, als die „scientia amabilis“ preist, hat hier einmal schlimme Dinge angerichtet; denn aus dem Diebstahl einiger besonders schöner Nelkenstöcke durch einen Laufburschen erwuchs hier — wildbachartig anschwellend — Aufruhr, Gewalttat und beinahe ein Bürgerkrieg.

Zwar nicht so kompakt organisiert wie Ortenstein, sondern lockerer im Grundriß, aber doch in der Aneinandergliederung von einfachen Kuben vom gleichen Geist, ist Tarasp. Die Burg liegt

wie eine Krone um die Stirn des unvermittelt als steiler Kegel aus dem Talboden aufsteigenden Hügels und ist wie kaum eine andere unseres Kantons ein deutlich sprechender Beweis für die Bedeutung der Burgen im Landschaftsbild. Sie gibt dem gewaltigen Amphitheater dieses Talabschnittes das eigentliche, den Raum sammelnde Zentrum. Klar und bewußt gebildet, wächst sie aus dem von vielen Zufälligkeiten geformten Terrain heraus, wie ein präzis geprägtes Wort aus undeutlichen Gedanken.

Während Ortenstein nie vom Zerfall bedroht war und im entscheidenden Moment in dem Bündner Geschichtsforscher Wolfgang von Juvalt den verständnisvollsten Restaurator fand, war Tarasp im Laufe des 19. Jahrhunderts nahe dem Untergang, und es war wirklich die letzte Stunde, als es der Dresdner Fabrikant Lingner erwarb und mit großen Kosten — vor allem waren mächtige Substruktionen und Betonunterfangungen herzustellen, da Teile der Gebäude abzustürzen drohten — sicherte und ausbaute. Die Burg war schon unter Österreich ein ausgesprochenes Defizitgeschäft gewesen; in den Kanzleiakten treten sich die Klagen der Verwalter über den desolaten Zustand der Räume fast auf die Fersen, aber eine Rendite war ja auch keineswegs beabsichtigt, vielmehr sollte die Position — wie man sich heute ausdrücken würde — ein Horchposten sein.

Und darin gleicht sie der eines anderen Schlosses: Rätzüns. Die Burg, über dem vom Wasser ausgesägten Steilabhang breit wie ein Sperrbalken vor dem Tore zum Domleschg liegend, nähert sich schon dem Typus des Schlosses im späteren Sinn; sie besteht nicht mehr aus einem Agglomerat von aneinandergefügten festen und düsteren Bauten, sondern es ist deutlich das Bestreben spürbar, die Einzelteile in eine repräsentative Front zusammenzufassen.

Hier hatte Österreich noch im 19. Jahrhundert einen Stützpunkt für politische Ambitionen, denn die Herrschaft Rätzüns war bis zum Wiener Kongreß in Habsburgs Händen. Da sie aber dem Oberen Bund angehörte, so ergab sich die pikante Situation, daß der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation — wenn auch nur in der Person seines Administrators — zu Truns mit den Grauen Puren zu Rate saß.

Und nun dürfen wir vielleicht noch einmal das Motiv anschlagen, von dem unsere Betrachtung ausgegangen ist: Kirche und Burg.

Sie sind beide — in Bergländern wenigstens — wie Goethes Lynkeus: „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“; denn auch die Kirchen liebte man weit ausblickend zu postieren, so daß sie Raum um sich und den weiten Himmel über sich hatten. So ist es nicht zu verwundern, daß sich beide einmal begegneten. Das konnte so geschehen wie bei Santa Maria in Calanca, wo die Kirche gleichsam in der Armbeuge der Burg und in ihrem Schutze ruht. Es ist dabei ohne lauten Aufwand eine jener unvergleichlichen Situationslösungen in der Ausbalancierung des massigen Mauerkörpers der Burg und der kleineren und feineren Formen von Treppe, Tor, Kirche und der Loggia des Beinhauses zustande gekommen, wie sie der Instinkt früherer Zeiten oft zu finden wußte.

Aber es gibt in der Geschichte der rätischen Burgen noch ein anderes Zusammentreffen von Kirche und Burg, bei dem sich das eben geschilderte Verhältnis umkehrt: die Kirche ist dann nicht mehr Schützling, sondern Schutz, auch hat sich die Kirche nicht bei der Burg eingefunden, sondern die Burg bei der Kirche. Wir sprechen hier vom Kirchenkastell, einer Burgform, die zwar nicht auf Graubünden beschränkt ist, die sich hier aber vielleicht deshalb besonders deutlich nachweisen ließ, weil hier die Kirche sehr früh schon eine unangefochtene Stellung errungen hat. Es handelt sich hier um alte Volksburgen in der Form von bewehrten Kirchen, und da diese ja strategischen Zwecken größeren Stiles, also dem Schutze ganzer Talschaften bei feindlichen Überfällen und nicht — wie viele Burgen — nur der Befriedigung des Geltungsbedürfnisses eines Feudalherrn oder dessen Sicherung gegen aufsässige Untertanen zu dienen hatten, so werden wir uns nicht wundern, diese Kirchenburgen gerade an besonders wichtigen Positionen zu finden. Sie waren Festungen der Talleute, wurden dann später unter fränkischer Herrschaft — wohl zur Sicherung der Durchgangsrouten — ausgebaut und machten endlich, nachdem das Raufen aus einem Notstand zu einem Beruf geworden war, die Entwicklung zu einer privaten Feudalburg durch.

Es ist ein Beweis dafür, wie Volksüberlieferungen oft in der Sache das Richtige treffen und es nur unter einem Schlinggewächs fabulöser Ausschmückung verdecken, wenn die Sage Hohenrätien zu einer Gründung des Etruskerführers Rätus machte, der mit den Trümmern seines Volkes vor den andrängenden Galliern in die rätischen Berge geflüchtet sei. Nun ist es — wie uns die Prä-

historiker versichern — mit der etruskischen Herkunft der Räter nichts, und daß „Rätus“ nur eine Personifizierung, die Kompromittierung eines Volkes zu einem einzigen Helden ist, liegt auf der Hand. Aber darin hatte die Sage recht, daß sie diese Feste von den mittelalterlichen Feudalburgen unterschied und sie zu einer uralten Volksbefestigung machte. Mit der Verklärung des Anfanges von Hohenrätien hatte sie mehr Glück als mit der Heroisierung ihres Endes; denn während sie uns berichtet, daß der letzte Ritter, von seinen Bedrängern verfolgt, im Feuerschein der brennenden Feste auf seinem Rappen in den Rachen der Rheinschlucht gesprengt sei, so sieht die Wirklichkeit doch bedeutend weniger heldisch aus. Denn ein Verzeichnis der bischöflichen Festen aus dem Jahr 1410 erzählt, daß man diese Burg habe „mutwilcklichen“ (also mutwillig) lassen abgan, und es sei auf ihr ein welscher Bischof gesessen, „der was also arm, das er ... wenn jemand in mutet, lihen oder geben, do antwurt er und sprach: nihil habeo, nihil gibio“.

Wie diese mächtige Feste am Beginn des Hinterrheinweges steht, so eine andere noch stattlichere an ihrem Ende, und hier finden Sie nun die beiden Möglichkeiten vereinigt, die wir zuvor getrennt gesehen: die Kirche *in* der Burg und die Kirche an ihrer Flanke unter ihrem Schutz. Es ist das Kastell Mesocco. Auch hier sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Kapelle, deren schlanken Campanile man über den Bering ragen sieht, längst gegründet war, bevor die Ausbildung des Feudalwesens die Voraussetzungen für eine private Höhenburg schuf. Diese Feste, die wie ein monolithischer gigantischer Block zu Häupten der weinbewachsenen, von Kaskaden durchrauschten Mesolcina liegt, ist an Ausdehnung die größte der Schweiz. Vor mehreren Jahren wurde die — von den Bündnern im Jahre 1526 geschleifte — Burg durch die Gesellschaft „Pro Campagna“ unter der Leitung von Architekt Probst mustergültig restauriert.

Man kann die Vereinigung der beiden Mächte Kirche und Burg kaum eindrucksvoller darstellen, als es in der Jörgenburg Gestalt geworden ist. Mit der Klarheit reiner stereometrischer Körper stehen hier die beiden Türme nebeneinander: der eine zart und schlank, als wolle er zeigen, daß nichts anderes sein Beruf sei, als eine helle Glocke in blauer Luft schwingen zu lassen, der andere aber ein Bild gedrungener und selbstbewußter Kraft und in seinen heute noch nirgends aus dem Lot gewichenen haar-

scharfen Kanten ein imposantes Beweisstück mittelalterlicher Maurerkunst.

Auf dieser Felsterrasse zwischen dem Rauschen des Panixerbaches und dem Vorderrhein wird uns schon im Jahr 765 urkundlich eine Burg gemeldet, also zu einer Zeit, da Rätien zwar längst zum Frankenreich gehörte, aber, vom Germanentum noch nicht durchdrungen, unter eigenen Gesetzen lebte. Weder Berchfrit noch Campanile oder Pallas allerdings reicht in diese Zeit, wohl aber Teile der Kirche selbst mit der halbrunden Apsis. Heute sieht man sie im Zustand nach der Ausgrabung und Restaurierung, die vom Burgenverein und dessen Präsidenten Architekt Probst mit Mitteln durchgeführt wurden, die von Alt-Bundesrat Calonder aus dem Nachlaß des Bündner Wohltäters Anton Cadonau zur Verfügung gestellt werden konnten.

Die Kirche liegt hier dem Hauptzugang sehr nahe, eine Disposition, die sich bei Steinsberg noch viel deutlicher ausspricht, wo sie geradezu an der exponiertesten Stelle steht und fast wie ein Torbau der ersten Kraft des Angriffs die Stirn bot.

Daß überhaupt so auffällig häufig Burgkirchen und Kapellen in der Nähe des Eingangs, am gefährdetsten Ort also, postiert sind, wird man als ein Rudiment aus jener Entwicklungsstufe der Burg betrachten dürfen, da die Kirche der einzige Steinbau in einer primitiven Wehranlage war, die innerhalb der Umwallung nur bescheidene Bauten als Obdach für Mann und Vieh barg.

Damit will ich schließen. Wir sahen nur kleine, rasch vorbeigleitende Ausschnitte, — und mehr konnte es ja im Rahmen der uns bemessenen Zeit nicht sein. Vor allem konnten sie eines nicht ersetzen — und diesen Mangel auszugleichen, ist die Absicht unserer Burgenfahrten —: die unmittelbare Fühlung mit dem Objekt. Das Buch, das wir lesen, ist schon Übertragung in eine andere Welt der Reflexion. Zwar vermag es umfassendere Erkenntnisse aufzuschließen, den Blickwinkel so weit zu spannen, als ihm beliebt; es kann Verknüpfungen herstellen und Verschwundenes wieder beschwören, aber es gibt uns nicht die unmittelbare körperliche Gegenwart auch nur eines kleinen Teiles der Welt, von der es berichtet. Wenn wir aber vor einem auch noch so ramponierten Turm oder den klaffenden Mauern einer Pallaswand stehen, so ist es doch noch ein körperlich in unserer Zeit existierendes Stück einer verschwundenen Epoche und berührt uns mit der ganzen Unmittelbarkeit wirklicher realer Nähe.

Und diese direkte Begegnung mit dem Objekt ist bei der Burg wichtiger als bei irgendeinem andern historischen Denkmal. Denn — wir sprechen hier wieder von der Höhenburg als der klassischen Form dieser Anlagen — bei ihr ist die Situation wie bei kaum einem andern Bau Wesensbestandteil des ganzen Werkes, ja sie ist meist wichtiger als die Architektur selbst.

Wir wissen nichts von der Kühnheit dieses Entschlusses jener starken Geschlechter, sich aus dem Zusammenwohnen mit den Dorfgenossen ganz allein herauszulösen, wenn wir nicht selbst auf die Höhen gestiegen sind, in dem landschaftlichen Raum standen, der ihre Umwelt bildete, in die Schluchten über das Tal mit seinen Dörfern und dem Band des Flusses geblickt, das ihnen täglich vor Augen war. Nur dann vermögen wir die Eigenart und Einmaligkeit dieser Wohnform zu verstehen, die nicht nur ein Haus brauchte, sondern einen Anteil am freien weiten Raum, — die sich anmaßen konnte, dem Berg, dem Fels etwas hinzuzutun, das die Natur bedeutender machte, der wortlosen Landschaft eine ausrufende Stimme gab.

Eine sonderbare Urkunde aus dem Jahre 1425 über angebliche Rechte der Schamser Knabenschaften.

Eine kritische Bemerkung von Dr. P. Liver.

Herr Dr. Christoph Simonett von Zillis hat im „Bündner Monatsblatt“ 1934 Nr. 12 eine Urkunde publiziert und eingeleitet unter dem Titel „Ein Rechtskauf zwischen den Grafen von Werdenberg und den Jünglingen in Schams 1425“. Er würdigt diese Urkunde mit folgenden Worten: „Somit bedeutet dieser Rechtskauf viel mehr als nur eine Geldangelegenheit, er war die erste Befreiungstat der Schamser im allgemeinen und bleibt ein Markstein in der Rechtsgeschichte der Bündner Frau.“ Worin bestand diese große Befreiungstat, von der die bündnerische Geschichtsforschung bisher gar nichts gewußt hat? Die Territorialherren in Schams, die Grafen von Werdenberg-Sargans, haben im Jahre 1425 „den ehren und achtbaren Jüngling in Schams, in jeglicher Nachbarschaft zu kaufen geben . . . eine aufrecht und redliche Pretension und ewigen Zins, wie in Schams an den Meitlen und Witfrauen, welche Zins fahlt all Jährlichen